Ada Badey

Mit Nichts auf der Zunge

ADA BADEY

MIT NICHTS AUF DER ZUNGE

ROMAN

S. Marix Verlag

TEIL I
009

TEIL II
077

TEIL III
117

Für meinen Bruder Thomas und meinen Sohn Kostja

TEIL I

In den frühen Morgenstunden ruft mich mein Bruder an: »Der Alte ist wieder da.«

Dann legt er auf. Es lässt mich auf angenehme Weise kalt. Beides.

In einer halben Stunde werde ich über einen fremden Toten sprechen wie über jemanden, den ich gut kannte. Ich lege den weißen Anzug, rote Socken, das rote Hemd, die weiße Krawatte an. Weiß und rot, die Lieblingsfarben des Verstorbenen.

Ein fahles Winterlicht kriecht durch das Hallenfenster und fängt Staubpartikel ein. Überall Blumen, Kerzen. Ein paar Schneeflocken irren draußen über den Friedhof, machen Versprechungen, die sie nicht halten werden. In einer halben Stunde ist alles Matsch.

Bestatter und Sargträger haben sich noch einmal zurückgezogen. Für den Moment bin ich allein mit dem Licht und seinem Winter. Ich lasse beides durch meine Finger gleiten. Der Tod beruhigt mich. Das war schon immer so.

Ich gehe die Namen der Kränze durch. Die Luft riecht nach Wachs, etwas Süßes liegt darin.

Requiem in d-Moll. Mozart. Ich prüfe die Lautstärke. Sakrale Wunschmusik, selbst bei lebenslanger Ungläubigkeit. Die Klänge treffen mich heftig. Mir wird kurz schwindelig. Ich reiße an der Krawatte. Der Sarg des Verstorbenen fängt mich auf. Die Musik spielt einfach weiter.

Als sich die Türen öffnen, fluten Menschen den Trauerraum. Ich hieve mich hoch und strauchle in die schöne Tochter des Verstorbenen; sie hat einen Hund an der Leine. Ich krieche mehr, als dass ich gehe, und drehe den Choral herunter. Später, beim Auszug der Sargträger und Trauergäste, werde ich ihn auf volle Lautstärke stellen müssen. Das ist der Wunsch.

Die Familie des Verstorbenen kommt herein, Menschen begrüßen sich, man schaut mich freundlich an.

Auch ich lächle jetzt, halbwegs gekonnt. Trotzdem stolpere ich über meinen Atem. Ich habe Angst, nicht reden zu können. Ich orientiere mich im Raum, um mich zu erden.

Der Verstorbene war alt. Er wurde geliebt. Er hatte Kinder. Eine verstorbene Frau. Einen Hund. Einen Beruf. Die erste Reihe ist in stummer Übereinstimmung reserviert für die Traurigsten der Traurigen: die Familie. Manchmal weint leise eine fremde Frau in der hintersten Reihe. Heute nicht.

Der älteste Sohn trägt weiße ausgelatschte Schuhe, der Anzug, das Hemd, die Socken, alles sonst konsequent schick und in Schwarz. Auf den Schuhen liegt eine dünne Staubschicht. Der Hund würgt und kotzt auf die Schuhe. Es riecht nicht gut. Die schöne Tochter versucht verstohlen, die Kotze von den Schuhen des Bruders mit einem Papiertaschentuch abzuwischen. Ich schaue auf den kleinen schwarzen Hund, er leckt die Schuhe ab, der älteste Sohn zieht den Fuß weg.

Ich trinke einen Schluck Wasser, beginne meine Rede. Ich spreche viel zu leise, räuspere mich oft:

»Liebe Angehörige. Wir erinnern uns an Doc Hansen.«

Die Gemeinde lächelt in sich hinein. Johann Hansen – für alle nur ›der Doc‹ – wurde von niemandem mit seinem Vornamen angesprochen.

»Doc Hansens Hund, er trauert. Den Weg zur Wiederherstellung des Gleichgewichts nach einem Verlust nennt man Trauern. Und …«, das Innere meines Mundes beruhigt sich langsam und ich nicke dem Hund zu, »das macht jeder auf seine Weise.«

Die schöne Tochter sieht mich lächelnd an und steckt gedankenverloren das Taschentuch in ihre Handtasche.

»Erinnerungen müssen als heilloses Durcheinander gesehen werden«, rede ich weiter. »Da häufen sich viele kleine Tatsachen, und man fegt sie behutsam zusammen. Wenn man Glück hat, werden daraus so etwas wie eine oder zwei Wahrheiten, ein Leben oder sogar eine Geschichte. Im Großen und Ganzen …«

Nach der Einleitung bin ich wieder bei mir, höre auf, mich zu räuspern. Die Menschen lauschen, es ist eine angenehme Energie im Raum. Ich schaue auf den Hund, der sich über seine Schnauze leckt. Ich habe das Gefühl, er ist einverstanden. Er wackelt mit dem Kopf, wie die früheren Dackel auf den früheren Hutablagen.

Ich schaue in die Gesichter der Menschen in der Trauerhalle und halte in meiner Geburtsstadt eine Rede für einen fast Fremden. Und wie ein doppelter Akkord wickeln sich die Sechs-Uhr-früh-Worte meines Bruders um das, was ich sage. *Der Alte ist wieder da*.

Dreißig Minuten später stelle ich wie gewünscht die Musik an, öffne Türen, schüttele Hände. Atme. In die Füße. Der Choral schwillt an. Ich bin wie in Trance.

»Mich haut diese Musik auch immer aus den Socken«, flüstert mir die schöne Tochter des Verstorbenen zu, den Hund an der Leine. »Erlösung für Vergebung. Wissen Sie was? Mozart starb, während er dieses Requiem schrieb. Kann man schon verstehen, oder? Bleiben Sie mal hier, ich spreche die paar Worte am Grab.« Dann lacht sie. »Unser Doc mochte Sie, wussten Sie das, Toni?«

Ich nehme ihre Hand, das ist viel zu persönlich, denk ich noch, und nicke erschöpft. Die Tochter, sie ist wirklich sehr schön, und die Hand ist weich.

Ich verabschiede den Rest der Familie und lasse sie mit den Grabträgern ziehen. Ich sehe nicht einmal hinterher.

Die Musik ist laut, immer noch. Wieder und wieder dröhnt sie in einer Endlosschleife durch meinen Kopf. *Erlösung für Vergebung.* Ich taumle nach vorne. Der Sarg ist weg, aber die Stelle auf der Stufe ist frei.

Der Bestatter, ich kenne ihn kaum, steht vor mir und fragt, ob alles in Ordnung ist. Ich nicke und sage leise: »Der Alte ist wieder da.«

Er schaut mich an, irritiert und sagt: »Ich verstehe. Kann

ich irgendetwas für Sie tun?« Ich greife nach seiner Hand. Er hilft mir auf und ich streiche meine Jacke glatt.

Eine Weile stehen wir so da. »Na, dann«, sagt er. Er sammelt ein paar Gestecke ein, schaut sich noch einmal um und lässt das mit dem Goldlack liegen. »Ist doch gut gelaufen. Ist für Sie.«

Ich bin erleichtert und schäme mich. *Auf ewig*, steht auf der Schleife.

Ich setze mich wieder auf die Stufe. Und sehe mich selbst.

Ich sehe das Mädchen.

Du bist das Mädchen hinter der Mülltonne. Von dort aus hast du einen guten Ausblick zur Straße, und zur anderen Seite auf euren Apfelbaum. Später wirst du denken, der Apfelbaum blühte eigentlich das ganze Jahr über. Du bist sechs Jahre alt und lebst in einem schiefen Haus, in einer Sackgasse mit vielen Kindern, wenigen Autos.

Du darfst nicht mitspielen, ihr seid die Zigeuner. Hier das ist ein ordentliches Arbeitermilieu. Nur euer Haus ist schief und steht am Ende der Straße.

Irgendwann zu dieser Zeit schraubt dein Vater ein Schild an das kleine Haus: *Versicherungsagent Emil Bronski*. Für ein paar Wochen gibt es ein Ansehen durch die Nachbarschaft. Die Leute schauen nicht mehr weg.

Die Mutter läuft nicht mehr an der Häuserwand entlang, sondern mitten auf dem Bürgersteig, mit hohen Hacken wankt sie mehr, als dass sie läuft, und auch das Kind kommt aus der Deckung. Du bist klein und hältst dich gerade. Du darfst mitspielen. Nach ein paar Wochen schreien die Kinder der Straße wieder: Zigeuner, Zigeuner! Du schreist zurück. Was, weißt du nicht mehr. Dein Vater, er soll toten Leuten Versicherungen verkauft haben. Du glaubst das nicht. Als er das Schild im Beisein eines streng aussehenden Mannes mit Aktentasche und Krawatte abschrauben muss und die Nachbarschaft hinter den Gardinen steht, kriechst du wieder hinter die Tonne. Hinter die Mülltonne. Unweit des Apfelbaums.

Als dein Vater dich dort kauern sieht, zeigt er voller Zorn mit dem Schraubenzieher in der Hand auf die Kinder der Straße.

»Schlag zu, wenn dir so ein Heini blöd kommt. Durchbeißen! Nicht durchgebissen werden. Los. Man kann es sich nicht aussuchen. Den kleinen Kaczmarek, den nimmste dir jetzt vor.« Der Junge heißt nicht Heini, sondern Markus. Der Junge, der nicht Heini, aber Kaczmarek heißt, hat dir nichts getan.

Sein Vater war abgehauen, als seine Mutter schwanger war, zur Fremdenlegion, wie es hieß. Die Mutter und der Sohn haben ihren Namen gewechselt. Jetzt haben sie einen besseren Namen. Das nützt ihnen aber nichts. *Er* bleibt für immer der kleine Kaczmarek. Wegen der Fremdenlegion darf auch der kleine Kaczmarek nicht mitspielen. Man kann es sich nicht aussuchen.

Und weil dein Vater darauf besteht und am Straßenrand wartet, mit rotem Wutkopf, den Schraubenzieher in der Hand, hast du keine Angst, rennst rüber und verpasst dem kleinen Kaczmarek eine, springst ihm ins Knie.

Er war jemand, der immer nett zu dir war, aber irgendwo musste man ja anfangen. Jahre später hattest du mit dem kleinen Kaczmarek eine kurze, aber zärtliche Beziehung. Den Sprung hat er nie vergessen.

Hin und wieder führen mich die Trauerfeiern von Berlin ins Ruhrgebiet – und immer endet der Weg bei meiner Mutter. Etwas ist anders heute. Der Alte ist wieder da.

Bevor ich mich in den Vorstadtzug setze, um zu ihr zu fahren, laufe ich noch ein bisschen durch die Straßen, laufe durch die Einkaufsmeilen der Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Mit meinem weißen, schicken Anzug falle ich auf. Ich gehe ein bisschen zu schnell für ein Schlendern und habe noch den Geruch von Hundekotze in der Nase. Der Klang des Requiems hockt immer noch in meinem Kopf. Ich meide die Straße, wo Bronski früher oft saß und malte oder bettelte.

Viel Vergangenheit. Jetzt hat es keine Kaufhäuser mit Rolltreppe mehr, in denen man zu einem guten Preis alles bekam, wo man sich ein Sommerkleid kaufte, und es sein konnte, dass die Nachbarin von gegenüber das gleiche Kleid trug. Ich schleife diese herumirrenden Gedanken, bis sie ein wenig kleiner werden, als ich ihn weiter vorne sitzen sehe.

Bin ich also doch wieder hier gelandet, dort, wo Bronski schon damals saß, wo die Konturen seines letzten Gauguins auf dem Bürgersteig viel zu lange zu sehen waren.

Da sitzt er, in der Fußgängerzone, und stimmt seine Gitarre, neben ihm eine Alditüte, vor ihm bunte Kreidestückchen in allen möglichen Größen, ein halbfertiges Bild auf dem Gehweg. Gauguin, ein liegender Akt, unverkennbar. Hundert Jahre habe ich Bronski nicht gesehen. Hundert Jahre sind vergangen, als er endgültig das Weite suchte und mit Malaika an der Hand nach Afrika verschwand.

Er konnte nie mehr als drei, vier Griffe und vielleicht zwei Handvoll Songs, die er jahrelang mit Inbrunst sang, Volkslieder, Spirituals, Beatles. Alles, was nach Erlösung klang.

Oft sang er auch eigene Songs, manchmal in einer ausgedachten Sprache.